

Ich, der Faun

LEITKULTUR Alexander Osang über sein Verhältnis zum deutschen Wald

Wie viele Deutsche werde ich im Wald schnell emotional. Ich weiß das seit einer Dienstreise im US-Wahlkampf 2004. Ich lebte seit fünf Jahren in Amerika und fuhr gerade nach Pittsburgh, wo die Dixie Chicks ein Konzert gegen George W. Bush spielten. In Pennsylvania, einem Staat, der mich in vielerlei Hinsicht an Deutschland erinnerte, steuerte ich mein Mietauto überraschend auf einen Parkplatz am Waldrand. Ich sprang aus dem Chevrolet und rannte zu den Bäumen, nach Hause. In meiner Erinnerung tanze ich wie ein Waldgeist. Ein Faun.

Die Sehnsucht kam jetzt in einer Schulaula in der brandenburgischen Kleinstadt Teupitz zurück.

Ich saß da mit etwa 200 Leuten und hörte drei Männern zu, die für einen Windpark in einem nahe gelegenen Waldgebiet warben. Sie trugen graue Arbeitsjacken, um bodenständig zu wirken, nehme ich an. Der Mann in der Mitte erzählte, dass die »Energiequelle«, die sie hier vertreten, aus der Gegend stamme. Ein Familienunternehmen. Micha und seine Frau Doreen hätten die Firma am Küchentisch gegründet, sagte er. Es klang wie eine Popballade. Micha und Doreen führen einen alten Golf.

Später erklärte eine Bürgerin, »Energiequelle« sei in Wirklichkeit ein international operierendes Unternehmen mit 600 Mitarbeitern. Ihr Plan sehe vor, mehr als 70 Windräder in den Naturpark Dahme-Heideseen zu bauen, jedes 260 Meter hoch. Zehnmal höher als die meisten Bäume. Das Landschaftsschutzgebiet sei nicht als Windeignungsfläche ausgeschrieben. Die Firma versucht, die Gemeindevertreter davon zu überzeugen, dass es dennoch eine gute Sache sei. Es gäbe vielleicht Geld für Radwege und das Vereinswesen, sagten die Männer in den Jacken im Finale ihres Verkaufsvortrags.

Ein Mann aus dem Publikum erklärte, er komme sich vor, als würde ihm ein Sack Glasperlen angeboten, um seine Heimat aufzugeben. Genau so fühlte ich mich. Ich saß in der Aula,



Alexander Osang / DER SPIEGEL

weil mein Bungalow am Rande des Waldes steht.

Ich war schon vier Tage zuvor hier gewesen, als Naturschützer erklärten, wie die riesigen Windräder den Naturpark ohne Not in eine Industrielandschaft verwandeln würden. Der Boden würde austrocknen, der Wasserspiegel weiter sinken, Tier- und Pflanzenarten würden verschwinden. Ich erinnere mich an eine Fledermaus, die der Schall der Rotoren bedrohe. Die Mopsfledermaus explodiere, sagte ein Naturschützer, Rotmilan und Mäusebussard würden geschreddert.

Einer der Energiemänner in den grauen Jacken wiederum versicherte nun, sie würden die Pfade der Wölfe offen halten. Der Wolf wird genutzt, um dieses und jenes zu beweisen. Die Fabel ist ein populäres Genre in der Energiewende.

Vor ein paar Wochen war ich mit Robert Habeck in seiner Heimat Schleswig-Holstein. Ein Wattschützer erklärte, dass die Offshore-Windräder die Tierwelt des Wattenmeers schädigen könnten. Habeck hielt entgegen, dass durch die Fundamente Riffe entstünden, eine neue maritime Umwelt. Er habe Schweinswale auf Luftbildern gesehen. Eine Naturschützerin sagte: »Wir wollen aber

Kiefern im Naturpark Dahme-Heideseen

Der Wolf wird gern benutzt, um dieses oder jenes zu beweisen. Die Fabel ist ein populäres Genre in der Energiewende.

keine Riffe, die schaffen einen Lebensraum, der da nicht hingehört.«

Die Vertreter in der Aula begannen nun, unseren Wald abzuwerten. Es sei eigentlich gar kein richtiger Wald, eher ein Forst. Monokultur. Kiefer. In dem Moment kehrte mein Waldgefühl zurück. Es war nicht so schwärmerisch wie damals in Pennsylvania. Eher ein Waldtrollgefühl.

Der Besitzer unseres Waldes stammt aus Rheinland-Pfalz, wo er ebenfalls viel Wald hat. Er hat vor 20 Jahren die Kiefernwälder dazugekauft. Auf seiner Website wird festgestellt, dass der Wald ein großer Klimaschützer sei. Der Mann war nicht in der Aula, um zu erklären, warum er dort jetzt 80 fernsehturmhohe Windräder aufstellen lassen wollte. Abgesehen von dem vielen Geld, das er dafür bekommen würde. Womöglich mag er unseren Wald nicht. Aber es ist der Wald, den wir haben. Der Geruch nach warmem Sand und Kiefernadeln wird mich für immer an den Beginn meiner Sommerferien erinnern. Ich will keine Zebras in Zossen. Wir haben Wildschweine und Spechte. Und die Mopsfledermaus.

Ich hob meinen Arm leicht. Ich stellte mir vor, wie ich aufstand, das Saalmikrofon nahm und das »Kiefernlied« meines Freundes André Herzberg anstimmte.

»Ich bin eine Kiefer im märkischen Land / Und ich kann nicht abhauen aus diesem Sand / Vielleicht gibt's ein' Ort, wo Zitronen blüh'n / Ich muss an mir selbst mich nach oben zieh'n«

Meine Frau sah verwundert auf meinen halbhohen Arm. Ich bin kein Protestsänger, und sie weiß das. Ich dachte an Robert Habecks Schweinswale, an Alice Weidels Windmühlen der Schande. An Brandmauern und Orte, wo Zitronen blüh'n. An gesellschaftliche und persönliche Interessen. An all das Für und Wider. Ich ließ meinen Arm sinken und hörte den Leuten zu, die ihre Heimat vor den »Energiequelle«-Verkäufern verteidigten. Waldarbeiter, Grüne der ersten Stunde, Naturschutzbundvertreter, Ärzte, Bauingenieure, Eltern und Großeltern. Einmal versuchte ein AfD-Abgeordneter eine politische Rede, aber die wirkte so unangemessen wie die Kaffeefahrtssprüche der Männer in den grauen Jacken.

Ich musste hier nicht singen oder tanzen. Ich war nur ein Mann, der umständehalber zum Naturfreund geworden war. Ein Berliner Bungalowbesitzer ohne tiefe Wurzeln. Aber ich habe mich zu Hause gefühlt in dieser Aula. Ich war eine Kiefer im märkischen Sand. ■